

# EINE VORBEMERKUNG ZUM WISSENSCHAFTLICHEN BEITRAG

von Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger

*Zum nachfolgenden Beitrag von Dagmar Konrad und den von Andrea Schmidt angefügten "Funden aus dem Familienarchiv" vorweg einige Anmerkungen zu Stellenwert, wissenschaftliche Einordnung und Verbindung zur Zellerschen Familiengeschichte.*

Pietismusgeschichte und -forschung – ob sie in Form traditioneller „Lebensbilder“ Lebenswege beschreibt oder in neuen feministischen Ansätzen die Erweckung und Erbauung interpretiert: Sie ist ohne den Horizont der Familiengeschichte undenkbar. Sie ist in deren Kontext eingeflochten, in ihre ‚Geschichten‘ eingewoben und nicht davon zu trennen; das gilt für ihr Wirken, ihre Folge ebenso wie für ihr Verstehen.

Herbert Leubes großes Werk „Familie und christliche Diakonie“ (1999) hat mich – als „Familiengeschichte eigener Art“ (so Max Cramer in einer Rezension) – bei meinen Forschungen begleitet wie ein Handbuch; schon in der Zeit am Ludwig-Uhland-Institut Tübingen, als ich erstmals – aus Gerlingen – auf Archivbestände und private Quellen zu „Missionaren“ angesprochen wurde. Dagmar Konrad, Kulturwissenschaftlerin und Ethnologin, hat sich erstmals an deren Bearbeitung gemacht. Ihre Magisterarbeit, 1994 beendet, markiert den Beginn langer Forschungen. Denn es ging, auch in Quellensuche und -sicherung, um lange Vertrauenswerbung, bei Institutionen, Archiven, Betroffenen. Denn „Mission“ war diskreditiert: scheinbar klar und fraglos gültig einer Kolonialpolitik von Gestern zugeordnet. Mission wurde, wie es heute politisch korrekt hieße: zur No-go-Area, d.h. zum Tabu, Nicht-Thema und Beschweigen bei Nachlebenden und Kindern.

Die „Erinnerungsräume“ hat Dagmar Konrad wieder geöffnet: Räume, die zunehmend vermauert, ja zubetoniert und versiegelt waren. Im Jahr 2001 erschien ihre Dissertation „Missionsbräute. Pietistinnen in der Basler Mission des 19. Jahrhunderts“. Hier wurde fortgeführt, was 1994 mit der Verlobung der Paare gemäß dem „Verlobungsparagrafen“ – der von Basel arrangierten, ‚abgesegneten‘ Verbindung – geendet hatte. Das konnte nicht das Ende sein, fanden wir mit dem Blick auf Heirat, Familiengründung und dem Alltagsleben im Missionsfeld. Das „Missionsbräute“-Buch, inzwischen in 4. Auflage erschienen und mit fast 3.000 Exemplaren laut Verlag ein seltenes Glück für eine Dissertation, ist inzwischen als ‚Steadyseller‘ zum Vorbild geworden für eine breit verankerte Frömmigkeits- und Familienforschung - und für das Thema Mission eine Befreiung, ein ‚Schlüssel‘ zum Verstehen.

Dagmar Konrad hat durch ihre Studien, im Archiv wie in der Feldforschung, in Gesprächen und insbesondere im intensiven Umgang mit den Quellen – den privaten, nicht offiziellen, das heißt unzensierten! – den im Missionsfeld tätigen Menschen damals und den heute Lebenden, die sich oft noch „Missionskinder“ nennen, eine Stimme gegeben. Mehr noch: Dagmar Konrad hat, wie ich es in einer Laudatio in Schorndorf formuliert habe, durch ihre neuen Forschungen, ihr Engagement und ihre intensive Öffentlichkeitsarbeit, Vorträge und Lesungen den Missionsnachfahren ebenso wie den Missionsbräuten, -kindern und -familien – über die ‚Stimme‘, über ein neues Hören und Wahrnehmen

hinaus – ihren Wert und ihre Würde wiedergegeben, die durch eine lange ‚Zeit- und Glaubensferne‘ hinweg erschwert, mehr noch: oft bis heute verstellt war.“

Mit dem Johannes-Brenz-Preis des Vereins für württembergische Kirchengeschichte wurde Dagmar Konrad 2003 und mit dem Barbara-Künkelin-Preis 2006 ausgezeichnet. Weitere Forschungen folgten über ‚neue‘ private Quellen, Briefen und Tagebücher, aber auch über Objekte aus Basler Missionssammlungen (heute „Museum der Kulturen“) und Privatbesitz.

Die „Missionsbräute“, die Paar- und Familiengeschichten, das war rasch deutlich, müssen eine Fortsetzung in den „Missionskindern“ finden: als eine eigene Perspektive des Lebens, Aufwachsens, Kommens und Gehens im Missionsfeld und in der Heimat. Mit Basler Geld und schwäbischem Blut“, so hat es einmal Hansmartin Decker-Hauff (auch aufgrund familialer Kenntnis, nicht nur als Bonmot!) formuliert, sei die Heidenwelt missioniert worden. Diesen vagen Horizont und großen Bogen galt es auszuleuchten und zu befragen – gerade aus Sicht der Frauen, Kinder, Familien, Tanten, Erzieher: unter welchen Auspizien? zu welchem Preis, für wen, in welcher Form – real, emotional?

Faszinierend ist das fast zeitgleiche Entstehen von „Basel und Beuggen“ im 19. Jahrhundert. Die Wurzeln liegen davor, im 18. als dem „Jahrhundert der Familie und des Kindes“. Beides wurde, in den noch heute gültigen Formen, neu entdeckt und geformt; auch die Glaubens- und Gefühlswelt der neuen Frömmigkeitskultur des Pietismus. Was 1780 in Basel begann als „Christentumsgesellschaft“, 1816 als Missionsgesellschaft etabliert, durch deren „Sekretär“ Christian Friedrich Spittler (auch ein Schwabe) angeregt und seit 1820 in Beuggen von Christian Heinrich und Sophie Zeller umgesetzt wurde, war – aus heutiger Sicht und Diktion – eine geniale Arbeitsteilung: Kindererziehung, Bildung für Waisen, Arme, Verlorene und Nichtbekehrte in der Welt, Heiden- und Christenkinder im Sinne der Nächstenliebe ein Dienst in der ‚inneren und äußeren Mission‘.

Herbert Leube gibt dazu in seinem Buch viele Antworten, vielstimmig, farbig, anrührend und bewegend oft in ihren Dimensionen und Zumutungen. Aus heutiger Sicht, ‚moralisch-ethisch‘ oder auch nur materiell sind diese Geschichten ebenso wie die von Dagmar Konrad nicht zu beurteilen – ob sie gut, richtig oder falsch wären. Solches Werten wäre eindimensional und ahistorisch. Denn sie waren zu ihrer Zeit prägend, modern, bahnbrechend und wegweisend. Deshalb sind sie der Rede wert – auch des Lesens, Nachdenkens und Forschens.

# „MISSIONSKINDER“: FUNDE AUS DEM FAMILIENARCHIV

von Andrea Schmidt

Elisabeth Lutz schreibt in ihr Kameruntagebuch am 16. April 1928:( Sign. 67 I 17 AFL):

*„Schwer ist das Leid, aber niemand tröstet.*

*Weh tun die Schmerzen, aber niemand lindert.*

*Kalt ist das Land, aber niemand wärmt.*

*Heiß ist die Sehnsucht, aber niemand kümmert sich darum.*

*Qualvoll weint das Heimweh, aber niemand sieht´s.*

*Still weinen die Augen, aber niemand hört´s.*

*Hart ist die Einsamkeit und hart sind die Menschen.*

*„O Herr erhöre mich, o Herr erbarme dich meiner.*

*Ich bin sündig und habe nimmer deine Gnade verdient.*

*Ich vergehe in meiner Not.“ ( Sign. 67 I 17 AFL )*

Die Basler Mission bildete auch Missionare aus der Großfamilie Zeller aus. So bestanden enge Verflechtungen mit den Familien Werner und Pfeleiderer aus Ludwigsburg ( - Werner´sche Kinderheilanstalt, Missionshandels-gesellschaft Basel - ), aus denen mehrere Generationen Missionare hervorgingen. Mit der Kinderverordnung von 1853 mussten Kinder im schulpflichtigen Alter aus den damaligen Missionsgebieten Afrika, China und Indien zur weiteren Ausbildung nach Europa gesandt werden. Sie sollten christlich-europäisch erzogen werden und wuchsen fortan im Kinderhaus der Basler Mission, Bildungsanstalten in Süddeutschland oder bei Verwandten auf. Infolgedessen waren auch Missionarskinder aus der weiteren Verwandtschaft der Großfamilie Zeller vom Schicksal des Getrenntseins von den Eltern betroffen.

## **Beispiel 1: Dora Rappard, geb. Gobat (ZEL §429.5; 1842 -1923)**

Dora Gobat wurde 1842 auf Malta geboren, als ihr Vater - der spätere Bischof von Jerusalem Samuel Gobat (verheiratet mit Marie Zeller ZEL §429) - die dortige Missionsdruckerei leitete. Schon als 10-Jährige kam Dora für vier Jahre zur Erziehung in das Herrnhuter Töchterpensionat <sup>1)</sup> in Montmirail bei Neuchatel in der Schweiz (Leube 1999, S.105). Auch wenn keine schriftlichen Belege über ihre Empfindungen des Getrenntseins von den Eltern vorhanden sind, so darf man doch annehmen, dass es die 10-Jährige belastete: Dora war nach den Schilderungen ihres Vaters „ein empfindsames Kind“, das später auch Gedichte verfasste (s. dazu Poesiealbum der Familie Zeller-Gobat-Rappard, Sign. 11 I 26, AFL). Dora durfte tröstlicherweise ab und zu ihre Großeltern Zeller in Beuggen besuchen. Nach 4 Jahren Ausbildung wurde sie von den Eltern nach Jerusalem geholt.

## **Beispiel 2: Margarete Lepsius, geb. Zeller (1867-1898; ZEL §62)**

Margaretes Vater war der Palästinensermissionar Johannes Zeller (ZEL §62), der bei der Basler Mission seine Ausbildung zum Missionar erhielt und 1859 Hannah Marie Sophie Gobat (Tochter v. Samuel

Gobat, Bischof v. Jerusalem) heiratete. Die Familie lebte in Jerusalem. Margaretes Bruder Friedrich (ZEL §61) wurde mit 9 Jahren aus schulischen Gründen bei Verwandten des Vaters in Esslingen zurückgelassen. Zwar besuchte Margarete wie ihre beiden jüngeren Schwestern die deutsche Schule in Jerusalem, doch auch sie wurde für 1 1/2 Jahre in das Herrnhuter Internat nach Montmirail geschickt und dort auch konfirmiert. Anfangs war das Heimweh groß, und ständige Kopf- und Augenschmerzen bereiteten ihr zusätzliche Probleme (Sign. 22 I 76/7 AFL).

### **Beispiel 3: Elisabeth Eisenmann, geb. Lutz (\*1904; W 515)**

Im Archiv für Familienforschung sind Briefe zwischen den Eltern Johanna Lutz, geb. Langbein und Friedrich Lutz sowie den Kindern Elisabeth, Friedrich, Theodora und Paul Lutz (1902-1913) sowie ein Kameruntagebuch von Elisabeth Eisenmann, geb. Lutz (Nachlass 67 Langbein) aus den Jahren 1927-1928 vorhanden.

Der Vater Friedrich Lutz (1870-1943) trat 1859 in das Basler Missionshaus ein. Er wurde Missionar in Bonaberi, Kamerun. Die Mutter Johanna Lutz, geb. Langbein stammte aus der Familie Werner (Tabitha Werner ∞ Paul Langbein). Die Kinder wurden in Buea, Kamerun geboren und, sobald sie im schulfähigen Alter waren, nach Deutschland geschickt. Dort waren sie vermutlich wechselnd bei den Großeltern und Geschwistern von Friedrich Lutz untergebracht. Die Briefe an die weit entfernten Eltern wurden offensichtlich von einem Erwachsenen geschrieben, eventuell auch von den Kindern diktiert. Hier begegnen wir auch dem Phänomen des „Trostkindes“: In einem (diktierten) Brief der 6-jährigen Elisabeth aus dem Jahr 1910 heißt es „...viele Grüße ans Brüderle.“ (Heinrich, geb. 12.01.1910). Auch Größen – und Gewichtsangaben der Kinder sowie deren sprachliche Entwicklung (Zitate, Aussprüche der Kinder) sind in diesen Briefen enthalten und wurden den Eltern nach Afrika geschickt.

### **Beispiel 4: Johanna Pfeleiderer, geb. Werner (1839-1882, WER §303)**

Johanna war die Tochter von Dr. August Hermann Werner, Leiter der Kinderheilanstalten Ludwigburg. Sie heiratete als Missionsbraut 1859 Gottlob Pfeleiderer, Chef der Missions-Handlungsgesellschaft in Basel und erster Missionskaufmann in Indien. Alle ihre Kinder wurden zur schulischen Ausbildung nach Basel geschickt und wurden vielfach später selbst Missionare bzw. Missionsbräute. Eine Nachfahrin von Johanna hat hierüber ein interessantes Buch verfasst, das unter anderem dem Schicksal von Johanna Pfeleiderer-Werner und deren Kindern nachgeht (Rosemarie Gläsele: Pauline und ihre Töchter. Missionsbräute als lebenslange Weggefährtinnen Basler Missionare in Indien und China“, Erlangen 2009; Sign. 76 II 307 AFL).

#### Abkürzungen und Quellen:

AFL= Archiv für Familienforschung, Leonberg  
Leube 1999: Herbert Leube, Familie und Christliche Diakonie.

# „DAS ENTFERNT KINDE“: MISSIONSKINDER IN DER BASLER MISSION

von Dr. Dagmar Konrad

Die Basler Mission<sup>i</sup>, eine der grössten protestantischen Missionsgesellschaften des 19. Jahrhunderts, sandte ab dem Jahre 1828 Missionare nach Indien, Afrika und China aus, die überwiegend aus dem Württemberger und Schweizer Raum stammten. Lebenslang ‚im Dienst des Herrn‘ zu stehen war das Ziel, eine Rückkehr in die Heimat nicht vorgesehen. Darauf liessen sich auch ihre späteren Ehefrauen, die sogenannten Missionsbräute<sup>ii</sup>, ein.

Gewöhnlich kannten die Frauen den Mann, den sie heirateten, nicht persönlich, hatten ausser einer Photographie, nebst ein paar Briefen keine genauere Vorstellung von ihrem zukünftigen Ehemann. Diese Art ‚Blind-Heirat‘ war eine Folge der Heiratsordnung der Basler Mission, die besagte, dass Missionare erst nach zweijähriger ‚Dienstzeit‘ im Missionsgebiet heiraten durften. Ihre Anfrage mussten sie von Übersee aus stellen, manchmal wurde an mehrere Frauen eine Anfrage gerichtet. In der Regel waren die ‚Kandidatinnen‘ den Männern fremd, man kannte sie vom Hörensagen oder hatte Schwestern befreundeter Missionare ins Auge gefasst. Offiziell waren Kontakte zu Frauen während der siebenjährigen Ausbildungszeit im Missionshaus verboten gewesen. Die Heiratsanfrage eines Missionars interpretierten viele Frauen, dem pietistischen Glaubenskontext entsprechend, als ‚Ruf Gottes‘. Es gab natürlich ebenso weltliche Motive, doch wurden diese nicht offen artikuliert.

Sich auf eine Ehe mit einem Missionar einzulassen, bedeutete zugleich, sich auf ein neues Leben in der Fremde einzulassen, das nicht frei von Problemen und Gefahren war: Eine fremde Kultur und Sprache, tropisches Klima und mangelnde medizinische Versorgung, sogar der mögliche frühe Tod.

Die Frauen und Männer, die im 19. Jahrhundert in die Tropen reisten, stammten aus der Mission nahestehenden pietistischen Kreisen, die in ein überregionales pietistisches Netzwerk eingebunden waren. Man stand in engem Kontakt, besuchte sich regelmässig und traf sich auf alljährlich stattfindenden Missionsfesten.

Dementsprechend fand man auch auf dem Weg in die Fremde ein fast identisches Netzwerk vor. Auf der Reise wurde man von ‚Missionsfreunden‘ unterstützt und beherbergt. Im fernen Land wiederum erfüllte die überseeische ‚Missionsfamilie‘, zu der sich alle Mitglieder der Basler Mission, die in einem bestimmten geographischen Gebiet lebten, zählten, Ersatzfunktionen für die Familie in der europäischen Heimat.

Das überseeische Netzwerk und das europäische Pendant bildete also bereits im 19. Jahrhundert eine Art globales Netzwerk. Innerhalb dieses Wegeraumes wurden aber nicht nur geistige (geistliche) und materielle Güter, sondern auch Kinder transportiert. Die späteren Kinder der Missionsehepaare, die sogenannten Missionskinder, mussten nach der Kinderverordnung der Basler Mission aus dem Jahre 1853 im schulpflichtigen Alter nach Europa gesandt werden. Sie wanderten quasi in das ihnen fremde Land ein, aus dem ihre Eltern ausgewandert waren, und lebten fortan getrennt von diesen im Kinderhaus

der Basler Mission oder bei Verwandten. Eine Kommunikation über die Kontinente hinweg war nur noch brieflich möglich.

Die Missionspaare sind im weitesten Sinne ‚Arbeitsmigranten‘, ihr Bestimmungs- und Arbeitsort ist das Missionsgebiet in Übersee, wohingegen ihre Kinder das Missionsgebiet als den ‚Ort ihrer Kindheit‘ kennen und für sie wiederum Europa der Bestimmungs- und Arbeitsort wird, den sie, um es mit heutigen Worten zu formulieren, als Kinder mit ‚Migrationshintergrund‘ betreten.

Eltern wie Kinder waren im jeweiligen kulturellen Kontext in ein Spannungsverhältnis zwischen Nähe und Ferne, zwischen dem Leben in mehreren Kulturen und daraus resultierenden Brüchen im Leben und der Erfahrung von Liminalität<sup>iii</sup> eingebunden.

Im Folgenden sollen die Kindheit in Übersee, die obligatorische Trennung und das Aufwachsen in Europa genauer betrachtet werden.

### **In Übersee - Auf der Missionsstation**

Der Beginn einer Schwangerschaft war für die Missionsfrauen meist mit Not und Angst verbunden. Die Tropenmedizin steckte noch in den Kinderschuhen, Ärzte gab es wenige, so dass sich die Frauen in der Regel gegenseitig selbst bei Geburten halfen und unterstützten. Besonders das Thema Krankheit ist in den historischen Briefen vorherrschend und sagt auch einiges über das pietistische Selbstverständnis, die religiös begründete Deutung des Seins aus, etwa wenn Krankheit und Krise als göttliche Prüfung interpretiert werden. Die Fälle, in denen entweder das Kind oder die Mutter oder beide bei der Geburt ums Leben kamen, sind zahlreich. Die Erfahrung ein Kind zu verlieren, musste ein Großteil der Paare machen. Wie etwa das Missionspaar Wilhelm und Luise Maisch im Jahr 1910 in China, dessen Zwillinge im Alter von einem Jahr kurz hintereinander an einer Tropenkrankheit starben. Der Vater schreibt hierzu in seinem Tagebuch:

*„Ja, sie (die Mutter) fühlte sich so sicher und heimisch auf der entlegenen Station wie an irgendeinem Ort im Schwabenlande.... Und dann kam der Tag. Der furchtbare Tag. Am Bettchen des Kindes saß die Mutter, ratlos, hilflos. Es schrie vor Schmerzen gequält auf und stöhnte. Endlich, gegen Abend kam der Vater. Er nahm es auf den Arm, auf einmal schüttelte ein Krampfanfall den kleinen Körper. Wenige Minuten und es war vorüber.“<sup>iv</sup> Der Sohn Frieder wurde am nächsten Tag begraben, der Vater zimmerte einen Sarg für ihn. Nachdem auch der zweite Sohn Gerhard kurze Zeit später ebenfalls starb, notierte er in sein Tagebuch: „Nun ist auch unser lieber Gerhard allem Leid der Erde entnommen und unsere beiden Lieblinge, holdselig und lieblich im Leben, sind auch im Tode nicht geschieden.“ Und dann fügte er einige Sätze hinzu, die im Grunde genommen typisch dafür sind wie auch andere Missionspaare mit dem Tod von kleinen Kindern umzugehen versuchten und Trost im Glauben suchten. Er schrieb: „Missionsleute brauchen, noch mehr als gewöhnliche Christenmenschen, Kreuz und Leiden, erst dann werden sie gesegnete Werkzeuge in Gottes Hand. Der Tod von Missionskindern in der Heidenwelt ist*

*auch eine Predigt. In diesen Tagen starb in Yunonstadt der einzige Sohn des Mandarins an einer rätselhaften Krankheit. Der Vater stößt sich den Kopf blutig an den Wänden im Schmerz darüber, die Mutter will sich in der Verzweiflung darüber das Leben nehmen. Wie anders können die Todesleid tragen, die wiedergeboren sind zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.“*

In krassem Gegensatz dazu steht die Beschreibung der Ankunft auf der Missionsstation ein Jahr zuvor mit den neu geborenen Säuglingen:

*„Im Stationsgehöft von Hoschuwan wollte der Lärm kein Ende nehmen. Die Luft war voll von Pulvergeruch. Halbverbrannte Papierfetzen flatterten auf den Boden, auf die Kleider der Aussteigenden und auf die weißen Kissen, in denen die kleinen wenige Wochen alten Zwillingebuben lagen. Einer auf dem Arm des Vaters, der andere auf dem Arm der Mutter, hielten sie Einzug in Hoschuwan. Ja, sie waren die Ursache des Lärms und der Feierlichkeit. Schüler, Lehrer und alle übrigen Stationsgenossen überboten sich gegenseitig und die ganze Umgegend wusste es: Der Missionar hat zwei Söhne bekommen. Zwei Söhne. Ein unerhörtes Glück. Die Missionsstation hat ein gutes Fengshui.“<sup>v</sup>*

Diese Notiz verweist zum einen auf das individuelle Elternglück, zum anderen vor allem auf die durch die Geburt von Söhnen erfahrene Statusaufwertung der Missionsleute aus Sicht der indigenen Bevölkerung.<sup>vi</sup> Die Missionarsfamilie<sup>vii</sup> in Übersee sollte Vorbildfunktion haben und das Ideal europäischen Ehe- und Familienlebens vermitteln. Dies spielte sich immer an der Schnittstelle zwischen Privatheit und Öffentlichkeit ab, nämlich im halböffentlichen Raum ‚Missionsstation‘. Da Kinder und Kinderreichtum in vielen Kulturen hohen sozialen Stellenwert konstituieren, trugen die Missionskinder so direkt zum Ansehen und der Akzeptanz der Missionspaare in den fremden Kulturen bei.

## **Die Ayah**

Eine besondere Rolle innerhalb der Familie in Übersee spielte das indigene Kindermädchen, hatte es doch einen sehr engen Kontakt zu den europäischen Kindern und somit auch grossen Einfluss auf sie. Eine verlässliche ‚Ayah‘<sup>viii</sup> zu bekommen – so wurden im gesamten British Empire indigene Kindermädchen bezeichnet – war unabdingbar für die Missionsfrauen. Die ‚richtige Ayah‘ gefunden zu haben, hiess zugleich, einen Teil der Verantwortung abgeben zu können und vor allem genügend Freiraum für die Missionsarbeit zu gewinnen, unabhängig davon, ob es sich dabei lediglich um Nähunterricht auf der Veranda oder um zeitaufwendige Arbeit in den Mädchenanstalten handelte. Die Beschäftigung eines Kindermädchens war zugleich ein Indikator für die soziale Stellung der Missionsfrau. Im Missionsland war sie nicht nur Mutter und Ehefrau, sondern hatte immer auch Aufgaben und Funktionen zu erfüllen, sei es Krankenpflege, sei es die Leitung einer Mädchenanstalt, die Besorgung eines viele Personen umfassenden Haushaltes oder die ‚Missionierung‘ einheimischer Frauen in Begleitung sogenannter Bibelfrauen, um nur einige zu nennen. Der Aufgabenbereich, den sie übernahm, war in der Regel so vielfältig, dass ihr die offizielle Zuschreibung nur die ‚Gehilfin ihres

Ehemannes‘ zu sein, in keiner Weise gerecht wurde. Der vom Missionspaar befürchtete zu starke Einfluss der Kindermädchen auf die Missionskinder war ein heikler Punkt, der auch das Verhältnis zwischen Mutter und Kindermädchen beeinflusste.

Was Elizabeth Buettner in ‚Empire Families‘, einer Studie, die europäische Familien im kolonialen Indien zum Inhalt hat, ausführt, trifft bis zu einem gewissen Mass auch für die Missionsfrauen, unabhängig, ob in Afrika, Indien oder China, zu. Für das koloniale Indien beschreibt sie das Spannungsverhältnis zwischen dem Kindermädchen und der Mutter als eines zwischen Angst und Abhängigkeit einerseits, zwischen ‚vertrautem Fremden‘ und ‚fremdem Vertrauten‘ andererseits - im Grunde genommen zwischen ‚Exotismus und Xenophobie‘.<sup>ix</sup> ‚Few would have understood employing Indian ayahs or involving other servants in childcare as negligent, yet women did often express concerns about their children’s contacts with ‚natives‘. Yet memsahibs‘ attitudes and responses about Indian caregivers and their impact on children reveal ambiguities and complexities that require greater attention given the key position servants occupied both in colonial and post-colonial accounts of British-Indian family life.‘<sup>x</sup>

Das Verhältnis war ambivalent, es pendelte zwischen der Angst davor, dass die Kinder sich zu eng an das Kindermädchen banden, und gleichzeitiger Abhängigkeit von der Ayah, die durch ihre Anwesenheit Freiräume für die Mutter schuf zum einen, zum anderen arbeiteten Mütter und Kindermädchen zwangsläufig eng zusammen und kamen sich dadurch auch interkulturell näher.

Die Kinder beherrschten in der Regel die Sprache des Missionsgebietes besser als Deutsch. In vielen Fällen war diese sogar ihre einzige Sprache, Kenntnisse der Muttersprache ihrer Eltern fehlten oft ganz oder waren allenfalls nur rudimentär vorhanden. Die regionale Sprache, die teilweise von den Müttern selbst nicht so gut beherrscht wurde, teilten sie mit den Kindermädchen, die so als sprachliche Bezugspersonen fungierten und dadurch auch eine signifikante Rolle bei der transkulturellen Prägung spielten. Obwohl die Kindermädchen meist aus den Missionsmädchenanstalten rekrutiert wurden<sup>xi</sup>, also ‚christianisiert‘ waren, brachten sie den Kindern zwangsläufig andere kulturelle Vorstellungswelten, ihre ‚eigene‘ Kultur näher. Die Kinder lebten also im Missionsland gewissermaßen ‚zwischen den Kulturen‘, der elterlichen, streng christlichen und der indigenen, mit ‚heidnischen‘ Elementen durchsetzten. Gerade das Sprachproblem wird in vielen Briefen explizit erwähnt:

*„Das Kind wuchs also zweisprachig auf, denn von der eingeborenen Kindsmagd hörte es dauernd Tulu und von den Eltern Deutsch. Es ist eine alte Erfahrung, dass solche Kinder die Eingeborenensprache meist schneller und leichter lernen als Deutsch,“*<sup>xii</sup>

so der Indienmissionar Immanuel Pfeleiderer in einem Brief an seine Eltern in Süddeutschland.

Die Kindheit in den Missionsgebieten wird im Rückblick häufig verklärt, das Land der Kindheit zu einem mythischen Arkadien umgedeutet. Dies wird auch bei Frieda Mühleisen, die Anfang des 20. Jahrhunderts als Missionskind in Südindien aufwuchs, deutlich. In ihren Lebenserinnerungen schreibt sie



*„Indien war damals für Kinder ein Traumland: Die Kokospalmen am Meeresrand von Tellithery, andere in unserem Garten auf dem Netturhügel, die herrlichen Farben, welche die Sonne am westlichen Himmel hinterließ, das Brausen der Meereswellen, das wir in der Stille der Nächte in unseren Bettchen hören konnten vom Felsenufer herauf, alles wirklich ein Traum in der Erinnerung. Mit unseren Dienstboten standen wir in sehr freundschaftlichen Verhältnis. Sudany, unsere Kindsmagd, die auf ihrer Matte auf der Veranda schlief bei Nacht und ihre Haare in einem langen Knoten trug, ging abends mit uns Kindern spazieren.“<sup>xiii</sup>*

Ähnliches schildert Rosina Widmann von ihrer Kindheit in Afrika Mitte des 19. Jahrhunderts:

*„Ganz nah von unserem Haus aus fing eine Orangenallee an, sie führte an den Häusern der westindischen Negerchristen vorbei bis in die Nähe der Wasserquelle. Welch ein romantischer Punkt war das. Wie gerne ging ich mit unseren Mädchen dahin, wohl eine halbe Stunde von unserem Haus entfernt um Wasser zu holen, das war ja unser nächster Brunnen. Ehe man zur Quelle selbst hinüberging, stand unter den zwei letzten Orangenbäumen eine Bank.“<sup>xiv</sup>*

Tatsächlich war das Aufwachsen in den Missionsgebieten nicht nur idyllisch. Aus Tagebucheinträgen und Briefen der Eltern geht auch hervor, dass viele Kinder unter wiederkehrenden Krankheiten wie Diarrhö, Fieberschüben, Ausschlägen, bleichem Aussehen und lebensbedrohlichen Krankheiten wie Gelbfieber und Schwarzwasserfieber litten. Die Berichte über Sorgen und Nöte der Eltern sind zahlreich was letztendlich dazu führte, die Kinder, getrennt von den Eltern, in Europa aufwachsen zu lassen. Gründe hierfür waren um es kurz zusammenzufassen: mangelnde Ausbildungsmöglichkeiten in den jeweiligen Ländern, das ungesunde Klima sowie der ‚heidnische Einfluss‘ auf die Kinder. Sie sollten in Europa christlich erzogen werden.

## **Trennung**

Um die Kinder beizeiten auf ihr Leben in Europa vorzubereiten, wurde bereits in frühestem Alter mit der religiösen Erziehung begonnen. Biblische Geschichten wurden erzählt, Psalmen und Lieder auswendig gelernt, oft auch in der indigenen Sprache, wenn die Kinder kein Deutsch konnten. Hierauf verwendeten (in der Regel) die Mütter sehr viel Mühe, denn durch die religiöse Sozialisation sollte den Kindern das geistige Rüstzeug für ihr späteres elternloses Leben mitgegeben werden, auch als eine Art Schutzschild. Eltern wie Kinder empfanden die bevorstehende Trennung als ausgesprochen schmerzlich. In den Briefen finden sich teilweise herzerreissende Beispiele dafür, wie bereits im Vorfeld versucht wurde, damit umzugehen. Zwei Zitate mögen dies verdeutlichen. Die Missionarsfrau Elisabeth Pfeleiderer schreibt in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts in Indien in ihrem Erinnerungsbuch:

*„Mein Söhnchen will abends immer noch ein paar Lieder gesungen haben. Er ahnt nicht, dass mir bei jedem Vers ein Stich durchs Herzen geht. Ist er doch ein Missionskind. Dann muss ich mich immer wieder aufraffen und denken, nicht im voraus jammern.“<sup>xv</sup>*

Und die Missionarsfrau Maria Hermelink, von 1877 bis 1893 ebenfalls in Indien, schildert eindrücklich die Ängste ihres Sohnes im Hinblick auf die drohende Trennung von den Eltern:

*„Es wird ihm recht schwer Vater und Mutter verlassen zu müssen und er kann dann bitterlich weinen und sagte: wenn dann Vater und Mutter sterben würden. Das kann ich nicht aushalten, dann will ich auch sterben. Ja ich will mich töten.“*<sup>xvi</sup>

Hinsichtlich der Trennung von den Kindern machte es einen Unterschied, ob sie weggeschickt, also mit anderen Missionsleuten nach Europa reisten, während die Eltern im Missionsgebiet blieben oder, ob sie zurückgelassen wurden, etwa wenn Eltern die Kinder während eines sogenannten Heimaturlaubes selbst nach Europa begleiteten und dann ohne sie wieder nach Übersee ausreisten. Für die Eltern war offenbar letztere Variante weniger schmerzhaft. So schreibt Johanna Lutz nach der Rückkehr nach Kamerun:

*„Es tut viel weher ein Kind fortschicken in die Fremde und Ferne als Kinder wohlversorgt und heimelig zurückzulassen an einem Plätzlein, das man selbst gesehen hat noch vor dem Abschied.“*<sup>xvii</sup>

Ob die Kinder dies auch so sahen, wäre zu fragen, die Quellen geben hierüber wenig Auskunft. Für die Kinder machte es allerdings einen Unterschied, ob sie als erstes, also ältestes oder als letztes, also jüngstes Kind von der Familie getrennt wurden. Als ältestes Kind verließ man nicht nur die Eltern, sondern auch die jüngeren Geschwister und hatte im Fall des Eintritts in das Kinderhaus in Basel keine nahestehenden Personen, wie die Geschwister, in der neuen Heimat. Als jüngstes Kind der Familie blieb man ohne Geschwister im Missionsgebiet zurück, hatte aber den Vorteil, dass man später in Europa bereits die älteren Geschwister vorfand. Allerdings sind diese Überlegungen eher theoretischer Natur, denn in beiden Fällen fand zwangsläufig eine mehr oder weniger große Entfremdung statt. Oft kannten die Geschwister in Europa die neu hinzugekommenen in Übersee ja gar nicht. Für die Eltern wiederum hatte das sogenannte ‚Trostkind‘ eine große Bedeutung. Wie aus den Briefen hervorgeht, folgte häufig auf ein ‚entferntes‘ Kind in kurzem Abstand die Geburt eines ‚Ersatzkindes‘, eines Trostkindes, wie es bezeichnet wurde, da es in gewisser Weise den Verlust kompensieren konnte.

Die Trennung wurde also von den Eltern wie den Kindern als tiefer Einschnitt im Leben empfunden. Und sie ist auch ein Beleg dafür, welchen Stellenwert die ‚Arbeit im Weinberg des Herrn‘ für die Missionspaare einnahm und wie dem Missionsgedanken auch die Kinder untergeordnet wurden.

Die Reise der Kinder nach Europa konnte nur durch ein funktionierendes länderübergreifendes Netzwerk innerhalb der ‚globalen Missionsfamilie‘ bewerkstelligt werden. Daher kann der Kindertransport als eines der stabilisierenden Momente für die Beziehungen innerhalb der Missionsfamilie interpretiert werden, da die gegenseitige Fürsorge für die eigenen und fremden Kinder nur durch den internen Zusammenhalt möglich war und zugleich dazu diente diesen zu festigen. Ebenso war die sogenannte Missionsfamilie in Europa mit der überseeischen Missionsfamilie durch die schriftliche Kommunikation durch, mit und über die Kinder verbunden. Der zweite Jahresbericht der „Missionskindererziehungskommission“ aus dem Jahre 1854 belegt eindrücklich diese Art von globalem Netzwerk. So wird der erste Kindertransport mit vierundzwanzig Kindern aus Indien wie folgt beschrieben:

*„In Boulogne wohin sie nach achttägigem Aufenthalt in England abreisten waren freundliche Hände bereit zu helfen, in Paris hatten treue Missionsfreunde Quartier bestellt und zahlten alle Unkosten, ebenso in Strassburg. Selbst die Eisenbahnbeamten waren doppelt aufmerksam und hilffreich. So rollte am 24. April der Dampfswagen mit all den munteren fröhlichen Kindern und ihren Begleitern in die Tore Basels hinein und brachte uns die teuren Pfleglinge, die von nun an unserer Liebe und Sorgfalt vom Herrn anvertraut sind.“<sup>xvii</sup>*

Dieser offizielle Bericht steht in krassem Gegensatz zu Beschreibungen aus privaten Quellen, welche die Aufnahme im Missionshaus schildern. So schreibt Rosine Widmann:

*„Gut erinnere ich mich meines ersten Ganges ins Mädchenhaus, das Heimweh kam mit voller Macht.“*

<sup>xix</sup> Ebenso hören wir aus Briefen wie Kinder reagieren, wenn sie allein gelassen werden:

*„In den Weihnachtsfeiertagen nun hatte Heinrich wohl sein Herz zum Überlaufen, da habe er eines Tages als alle im Bett waren angefangen zu schreien und zu weinen, so bitterlich und laut, dass sich das Mädchen nicht mehr zu helfen wusste.“<sup>xx</sup>*

Eine andere Welt, ein neues Land und eine neue Kultur als eine Art Kulturschock erlebten nicht nur die historischen Missionskinder. Ähnliche Erfahrungen machen heutzutage auch die sogenannten „Third Culture Kids“.<sup>xxi</sup> Denn auch sie wechseln – als Kinder von Diplomaten, Militärangehörigen und auch Missionsleuten – immer wieder die ‚Kulturen und Länder‘, müssen immer wieder neu beginnen und sich neu einleben. Bei genauem Hinsehen ergeben sich erstaunliche Parallelen zwischen historischen und heutigen Third Culture Kids, auf die hier nicht genauer eingegangen werden kann.<sup>xxii</sup>

Zur Zeit des ersten Kindertransports im Jahr 1853 wurden die Zöglinge in einer Wohnung in Basel untergebracht und lebten unter der Obhut von Fräulein Cullmann. Erst 1859 wurde das Kinderhaus erbaut und was vielleicht am wichtigsten ist: Nach Geschlechtern getrennt. Von nun an gab es eine Knaben- und eine Mädchenanstalt. Die Geschlechtertrennung ging so weit, dass sich Schwestern und Brüder für jeweils nur eine Stunde einmal in der Woche sehen durften. Aus Protest darüber verliess Cullmann ihren Posten, ihre Nachfolgerin Constantia Scholz wurde Vorsteherin des Mädchenhauses und herrschte offenbar mit Drill und Strenge. Dem Knabenhaus wurden sogenannte Hauseltern vorangestellt. Das Hauselternprinzip findet sich auch in anderen Kontexten, etwa in Internaten. Allerdings war in diesem Fall der Versuch, eine Ersatzfamilie für die Kinder zu gründen weitreichender. Die Kinder wurden mit ‚Sohn und Tochter‘ angesprochen, und sie mussten (!) die Hauseltern als ‚Mama und Papa‘ bezeichnen.

Das Missionskinderhaus sollte nicht nur temporäre Heimat sein wie bei den Internatskindern, die die Ferien bei den Eltern verbringen konnten, sondern war auf Dauer angelegt, eben weil viele auch in den Ferien ‚zu Hause‘ blieben. Hierbei ist der Begriff ‚Heimat‘ zentral. Es stellt sich die Frage wie viele ‚Heimaten‘ es für die Kinder gab? Die ursprüngliche mit den Eltern, die fremde europäische mit Ersatzeltern, manchmal, so geht aus Kinderbriefen hervor, konnte ihnen die Religion in Form der auswendig gelernten Psalmen und Gebete ebenfalls ‚emotionale Heimat‘, als ‚himmlische Heimat‘ Schutz sein: dann, wenn sie die Eltern am meisten vermissten.

Viele Kinder, die in Basel ankamen, konnten nur schlecht oder so gut wie gar kein Deutsch. Für Rosine Widmann, die 1864 von Ghana nach Basel kam, bedeutete das, dass sie sich nur mit vier von fünfundzwanzig Mädchen im Mädchenhaus verständigen konnte, da die restlichen zwanzig Mädchen aus den indischen Missionsgebieten stammten und das dortige Tulu oder eben Deutsch sprachen. Ihre anfänglichen Sprachschwierigkeiten wurden belächelt, die Selbstständigkeit und Selbstverständlichkeit ihrer Fähigkeiten in der afrikanischen Heimat, wie das Lesen und Schreiben in Tshi, nutzten ihr nun, wie sie im Nachhinein schrieb, „*überhaupt nichts mehr*“.<sup>xxiii</sup> Sie fiel von der Selbstständigkeit in die Unselbstständigkeit und Abhängigkeit, da ihr die neue Kultur fremd war und sie sich dieselbe erst erklären (lassen) musste.<sup>xxiv</sup>

### **Aus den Augen – Aus dem Sinn?**

Nicht alle Missionskinder, die nach Europa gesandt wurden, wuchsen in den Kinderanstalten auf, etliche von ihnen kamen zu Verwandten. Wie zum Beispiel die Kinder des Missionspaares Elise und Friedrich Eisfelder, das insgesamt dreißig Jahre (von 1885 bis 1913) in Indien verbrachte. Das erste Kind war im Alter von sechs Monaten gestorben. In einem Heimaturlaub liessen sie die beiden weiteren Kinder – Hermann, fünf, und Caroline, drei Jahre alt – bei den Großeltern zurück. Nun begann das (Familien-) Leben in Briefen. Die meisten Briefe, die Elise an ihre Kinder schreibt, sind gespickt mit Ermahnungen und Verhaltensregeln. Es sprechen auch Schuldgefühle aus ihren Briefen, denn die Kinder wachsen bei den betagten Großeltern auf.

Elise und Friedrich, nun ein ‚kinderloses Elternpaar‘, nehmen an der Entwicklung der Kinder aus der Ferne teil, versuchen diese auch zu beeinflussen und zu erziehen. Es ist eine zeitversetzte Kindererziehung, da Briefe bis zu zwei Monate unterwegs sind - im Grunde kann eine Erziehungsmassnahme, die von den Eltern in Indien vorgeschlagen wird, also erst nach Monaten umgesetzt werden. Alles ist durch die Zeitverschiebung gestört und indirekt. Beispielsweise gibt die Grossmutter in einem Brief an Elise und Friedrich das genaue Mass der Körpergrösse von Hermann und Caroline an. Bis dieser Brief jedoch in Indien eintrifft, ist diese Zahl wohl längst überholt. Detaillierte Beschreibungen, die die Kinder betreffen, scheinen ein Mittel zu sein, um die grösser werdende Kluft zu überbrücken. Bestimmte Aussprüche der Kinder werden in Briefen im Original-Ton festgehalten, damit das Gefühl einer intensiven Bindung aufrechterhalten bleibt. Doch auch diese Äusserungen sind wochenalte Vergangenheit, wenn sie von den Eltern zum ersten Mal gelesen werden. „*Ich bin Mamas Tochter und Papas Mausi und deine Enkelin*“<sup>xxv</sup>, so der Ausspruch Carolines. Die Illusion von Familienleben, Teilnahme und Nähe sollte, so zeigen die Quellen, unbedingt aufrechterhalten werden.

Insgesamt fällt auf, dass die Kinder als ‚kleine Kinder‘ in Erinnerung behalten werden – auch, wenn sie älter werden. Sie werden geradezu ‚en miniature‘ konserviert. So schreibt beispielsweise Clothilde Dörr im Jahre 1864 ebenfalls von Indien an ihre Kinder, die auch bei Verwandten aufwachsen und ihr eine Photographie zugesandt hatten:

*„Ihr seid recht neugierig, ob wir euch noch gekannt haben? Denket nur, kaum. Denn ihr seht ganz anders aus als wir euch im Gedächtnis hatten. Auch die langen Kleider, die wir nicht gewöhnt waren an euch, geben euch ein viel älteres Aussehen. Und dann schlägt sie vor: „Wenn ihr wieder ein Photo machen lasst, dann zieht eure Sommerkleider und weiße Strümpfe an, keine schwarzen, vergesst das ja nicht. Sonst kommt ihr uns so alt vor, nicht wahr.“<sup>xxvi</sup>*

Ein Problem war, dass die Missionspaare ohnehin immer nur kleine Kinder hatten, da ja alle in frühem Alter weggeschickt wurden. Die Pubertät beispielsweise erlebten die Eltern nur aus der Ferne. Und das wurde ihnen offenbar immer dann bewusst, wenn sie wieder neue Photographien<sup>xxvii</sup> der Kinder erhielten, die nun erwachsen wurden, sich entfernten und den Eltern durch diese augenscheinliche Veränderung vor Augen führten, was sie ‚verpassten‘.

Nicht nur Diktion, Themen und Inhalte der Kinderbriefe an die Eltern ändern sich mit der kindlichen Entwicklung im Lauf der Jahre, sondern auch die emotionale Nähe zu den Eltern. Die Eltern werden allmählich zu abstrakten Wesen, zu Fremden. Dies wird in Kinderbriefen recht deutlich. Dem versuchen die Eltern entgegenzuwirken, indem sie brieflich die Erinnerung an die in den Missionsgebieten verbrachte Kindheit wiederaufleben lassen. Sie erzählen von Begebenheiten, die die Kinder erlebt haben, beschreiben die Räumlichkeiten, in denen sie lebten, berichten von den ehemaligen Kindermädchen, kurz: sie möchten quasi die ‚papierene Nabelschnur‘ nicht abreißen lassen. Aber die Befürchtungen einer Entfremdung sind sehr groß, wie sie etwa auch Johanna Lutz, Missionsfrau in Kamerun, in einem Brief an eine Freundin anspricht:

*„Wann und wie werden wir sie wiedersehen und wie wird dann ihr Herz sich gegen uns, ihre Eltern stellen? Wie oft hört man von Fremdbleiben und fast Widerstreben und nicht mehr miteinander Können von Eltern und Missionskindern.“<sup>xxviii</sup>*

Auch die Dinge sollten ein gemeinsames Band weben, etwa getrocknete Früchte, Vogelfedern, spezielle Nahrungsmittel, Muscheln und ähnliches, die den Kindern als ‚Erinnerungsstücke‘ aus ihrer überseeischen Heimat nach Europa gesandt wurden. Hierbei stellt sich die Frage, ob über Briefe und Materielles eine Transkulturalität hergestellt beziehungsweise bewahrt werden kann?<sup>xxix</sup>

Umgekehrt wurden auch von den Kindern Dinge an die Eltern geschickt. Dabei handelte es sich in der Regel um schulische Arbeiten, Näh- und Bastelarbeiten oder Zeichnungen. Diese Dinge sollten den schulischen Fortschritt dokumentieren und wurden von den Eltern auch immer ausführlich kommentiert, im positiven wie negativen Sinn. Sie dienten – im Gegensatz zu den Dingen, die die Eltern schickten – nicht dazu, die Vergangenheit zu bewahren. Im Gegenteil – sie waren eine Art ‚Entwicklungsbelege‘ und ‚Wegweiser in die Zukunft‘, ließ sich an ihnen doch ein allmählicher Reifeprozess der Kinder ablesen. Doch auch sie dokumentierten eine immer grössere Entfernung: von den ersten unbeholfenen Schreibversuchen, bei denen häufig Erwachsene die Hand führten, bis hin zu fein säuberlich geschriebenen ‚erwachsenen‘ Briefen; von kindlichen Strichmännchen-Zeichnungen bis hin zu detailliert ausgearbeiteten Landschaftsporträts; von ersten ungelungenen Nähversuchen bis hin zu zierlich bestickten und verzierten Tischdecken oder Nadelkissen - um nur einige Beispiele zu nennen.

Worte und Dinge waren einerseits die einzige Möglichkeit, die große Entfernung zu überbrücken. Andererseits wurden durch Worte und Dinge diese Entfernung erst recht fühl- und fassbar. Viele Missionskinder sahen ihre Eltern – wenn überhaupt – erst nach Jahren wieder, häufig auch nur einen Elternteil, wenn etwa das andere im Missionsgebiet sein Leben ließ. In den Kinderbriefen wird oft die Frage nach dem baldigen Heimkommen der Eltern gestellt – und ebenso häufig wird sie den Kindern abschlägig beschieden. Argumentiert wird grundsätzlich mit dem Missionsauftrag. Eine typische Antwort auf die Frage nach dem Wiedersehen findet sich bei Sophie Hasenwandel, die an ihre Tochter Emilie aus Indien schreibt:

*“An unser Kommen könnt ihr nicht denken. Wir gehören der Mission im Tulu-Land, da wollen wir dem Herrn dienen, solange es ihm gefällt.“* <sup>xxx</sup> Die Eltern taten im „fernen Heidenlande“ ihren aufopferungsvollen Dienst für das „Reich Gottes“, unter diesem Aspekt mussten kindliche Erwartungen und Hoffnungen zurückgestellt werden.

Eine Option, die immer blieb und den Kindern auch in Aussicht gestellt werden konnte, war ein Wiedersehen im Jenseits. So schreibt Johanna Ritter aus Indien ihrer Tochter Else zu deren neuntem Geburtstag:

*„Es wäre freilich schöner, wenn wir bei Dir sein könnten oder du bei uns, Aber es kann eben jetzt nicht sein und so wollen wir wenigstens aneinander denken. Und den lieben Heiland bitten, dass Er uns doch gewiss einmal alle in den Himmel bringen wolle. Oh wie schön wird es dort einmal sein.“* <sup>xxxii</sup>

Damit mussten sich die Kinder zufriedengeben und ihre eigenen Wege gehen, die besonders nach der Konfirmation, wenn das Missionshaus verlassen werden musste, häufig auch Stolpersteine aufwiesen. Besonders für Mädchen war es schwierig. Hatten sie Glück, konnten sie vielleicht noch eine Höhere-Töchter-Schule besuchen. Ansonsten wurden sie häufig in verschiedenen Familien temporär als Haushaltshilfen untergebracht, bis sie selbst einen eigenen Hausstand gründeten. Jungen hatten es vergleichsweise besser, da sie entweder eine weiterführende Schule besuchen oder ein Handwerk erlernen konnten, was zumindest für zwei bis drei Jahre eine gewisse Sicherheit bedeutete. Mädchen mussten eher mit Veränderungen umgehen lernen und sich in verschiedene ‚Heimaten‘ einleben. Die christliche Vorstellung eines ‚Wanderlebens‘ und ‚keiner bleibenden Statt auf Erden‘ fand seine Entsprechung in einem Leben, das von Übergängen, Zwischenstationen und transitorischen Passagen geprägt war; bei den Eltern wie bei den Kindern. Folgerichtig zielt der ‚letzte Übergang‘ in eine andere Welt auf eben jene ‚bleibende Statt‘ – und auf eine Wiedervereinigung im Jenseits.

Gab es allerdings doch noch die Option auf ein Wiedersehen im Diesseits, so war dies auf beiden Seiten mit fast ebenso großen Ängsten verknüpft wie der Vorstellung, sich nie mehr zu begegnen. So schreibt der Indienmissionar Friedrich Eisfelder an seine Tochter kurz vor der endgültigen Rückkehr nach Europa im Jahre 1912:

*„Dann kennst Du mich wahrscheinlich auch nicht mehr, wenn ich einmal heimkomme und Dir auf der Straße begegne. Freilich ist es auch noch fraglich, ob ich Dich kennen würde, wenn Du mir irgendwo auf der Straße ganz unerwartet begegnen würdest.“* <sup>xxxii</sup>

Dass solche Befürchtungen durchaus im Bereich des Möglichen lagen, wird umgekehrt an der nachfolgenden Beschreibung der bevorstehenden Heimkehr von Missionseletern, die aus Indien zurückkehrten, ersichtlich:

*„Eines Tages mussten mein Bruder und ich an einem gewöhnlichen Werktag die Sonntagskleider anziehen. Onkel und Tante murmelte etwas von ‚den Eltern, die vielleicht bald heimkämen und denen wir nun eine aktuelle Photographie von uns schicken müssten, damit sie uns auch beim Wiedersehen erkennen.‘“* <sup>xxxiii</sup>

Wie das Aufwachsen ohne Eltern beziehungsweise die Trennung von den Eltern das spätere Leben beeinflusste und auch die individuelle Biographie im Kontext Mission prägte, mögen folgende Zahlenbeispiele verdeutlichen.

Von 213 Mädchen, die im Zeitraum von 1855 bis 1910 im Basler Missionsmädchenhaus aufwuchsen, heirateten 40 einen Missionar und wurden Missionarsfrauen. Nahezu ein Fünftel trat also in die Fusstapfen der Eltern.

Im selben Zeitraum wurden 293 Knaben im Missionsknabenhaus aufgezogen. Von diesen wurden lediglich 13 wieder Missionare. Augenscheinlich gingen junge Frauen, im Gegensatz zu jungen Männern, eher wieder ‚in die Mission‘ – womöglich, weil sie weniger freie Entscheidungsspielräume hatten. Sie nahmen, wie ihre Mütter, den ‚Ruf Gottes‘ an, was wiederum bedeutete, irgendwann ebenfalls die eigenen Kinder heimsenden zu müssen. Auch sie waren wieder in zwei Welten daheim und in keiner ‚ganz zu Hause‘. Sie waren Missionarinnen ‚ohne offizielle Mission‘, und sie wurden ‚Mütter ohne Kinder‘.

Ihr Leben, wie das ihrer Kinder, war geprägt von Übergängen zwischen den Kontinenten, zwischen den Kulturen – und all dem, was bei diesen Transitionen verlorenging.

Das folgende abschliessende Gedicht wurde von Elisabeth Gräter geb. Mason, verfasst. Sie war eine Amerikanerin, die den deutschen pietistischen Pfarrer Johann Gräter, der nach Nordamerika ausgewandert war, heiratete, mit ihm sieben Kinder bekam und ihn in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts in seine Heimat, nach Deutschland begleitete. Die Kinder wuchsen ab dieser Zeit in einer Erziehungsanstalt in Korntal auf, der Sohn Benignus wurde später Missionar der Basler Mission. Die von ihr verfassten Zeilen sind ein eindrückliches Beispiel für eine lyrische Darstellung des Mutter-Kind-Verhältnisses innerhalb eines pietistischen Kontextes.

### **Red-orange-yellow-green-indigo-blue-violet**

My heart doth like this book en-close  
Each hue that in the rainbow glows:

Albert with artist's talents born  
Is glowing like the rosy morn

Like yellow gold so precious too  
My dear Immanuel I view

Between them, I Benignus greet  
Like ripest orange, full and sweet

Michael gives hope, through green as yet,  
To reach the goal before him set

Like indigo so sad and dark  
My Victor I sometimes remark

Otto immortal lives an high  
There in the blue unclouded sky

My Fridolin, unseen as yet,  
Hides like the modest violet  
And Anna lives, undimmed by grief  
Or sin above – the whitest leaf

O my dear sons! Be ever pure!  
Then when united you are sure  
To join your sister once in heaven.  
A white composed of colours seven.

---

<sup>i</sup> Der Aufsatz basiert auf einem vom Schweizer Nationalfonds geförderten laufendem Forschungsprojekt mit dem Titel: Das entfernte Kind – Die Missionskinder der Basler Mission des 19. Jahrhunderts.

<sup>ii</sup> Dagmar Konrad, Missionsbräute. Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission (Münster, Berlin, München, New York 2001).

<sup>iii</sup> Zum Konzept der Liminalität vgl. Victor Turner: Das Ritual. 1989. Das Leben der Kinder und Eltern kann in Anlehnung an Turner als Leben in Übergängen interpretiert werden, von einer Heimat in die andere, von einer Kultur in die andere, wobei der letzte Übergang dann der in die ‚ewige Heimat‘ ist.

<sup>iv</sup> Privatnachlass: Tagebuch Wilhelm Maisch, China 1907–1924.

<sup>v</sup> Ebd.

<sup>vi</sup> Auf eine Statusaufwertung der Frauen als Mütter, vor allem als kinderreiche Mütter weist auch Ulrike Sill hin. Ulrike Sill, Encounters of Quest in Christian Womanhood. The Basel Mission in Pre- and Colonial Ghana (Leiden 2010), 214.

<sup>vii</sup> Zum besseren Verständnis unterscheide ich zwischen Missionarsfamilie, damit ist die Kernfamilie gemeint, und Missionsfamilie, die das Kollektiv betrifft.

<sup>viii</sup> Thefreedictionary.com: Als Ayah wurden im gesamten British Empire einheimische Kindermädchen, die europäische Kinder aufzogen, bezeichnet. Der Begriff fand über das Portugiesische Eingang ins Hindi und ins ‚koloniale Englisch‘.

<sup>ix</sup> Vgl. hierzu: Mario Erdheim: Zur Ethnopschoanalyse von Exotismus und Xenophobie. Stuttgart 1987, S. 48-53.

<sup>x</sup> Elizabeth Buettner, Empire Families. Britons and Late Imperial India (Oxford New York 2004), 52-53.

<sup>xi</sup> Aus Erziehungsmädchen, denen die europäische Haushaltsführung beigebracht wurde, wurden dann die späteren Kindermädchen. Vgl. Sill, S. 215.

<sup>xii</sup> Privatnachlass: Immanuel Pfeleiderer, Indien 1901-1923.

<sup>xiii</sup> Privatnachlass: Tagebuch Frida Mühleisen, 1910.

<sup>xiv</sup> Privatnachlass; Tagebuch Rosine Heidenreich, geb. Widmann, Ghana 1853-1864.



<sup>xv</sup> Privatnachlass: Tagebuch Lis Pfeleiderer, Indien 1901-1923, S. 88

<sup>xvi</sup> Privatnachlass: Tagebuch Maria Hermelink, Indien 1877-1893, S. 14

<sup>xvii</sup> Privatnachlass: Briefsammlung Johanna und Friedrich Lutz, Kamerun 1903-1927.

<sup>xviii</sup> Zweiter Jahresbericht der Missionskinderkommission, Basel 1854.

<sup>xix</sup> Privatnachlass: Tagebuch Rosine Heidenreich.

<sup>xx</sup> Privatnachlass: Tagebuch Maria Hermelink.

<sup>xxi</sup> Im Bereich Migrationsforschung und interkulturelle Pädagogik hat sich seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts ein Forschungszweig etabliert, der vorwiegend die sogenannten Third Culture Kids untersucht. Die Anthropologen John und Ruth Hill Useem prägten den Begriff für Kinder, die einen Großteil ihrer Entwicklungsjahre außerhalb der Herkunftskultur ihrer Eltern verbringen und so eine eigene ‚dritte Kultur‘ ausprägen, die sie mit anderen Third Culture Kids verbindet, die unabhängig von der Herkunfts- und Gastkultur ist. Ruth Hill Useem; John: The Interfaces of a Binational Third Culture: A Study of the American Community in India. Ann Arbor, Mich. 1967. Zu einem ähnlichen Thema, was die Selbstverortung ehemaliger Missionskinder betrifft, siehe auch: Jeanne Moessner-Stevenson: Theological Dimensions of Maturation in a Missionary Milieu. Basel 1984.

<sup>xxii</sup> Das Forschungsprojekt: Das entfernte Kind – Die Missionskinder der Basler Mission im 19. Jahrhundert, das vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert wird, untersucht auch den Prozess der Transkulturation, der zwar für die Missionskinder beim Aufwachsen auf einer überseeischen Missionsstation beginnt, aber erst durch die Ausreise und die weitere Adoleszenz in Europa eine besondere Brisanz und Problematik erfährt. Aus diesem Grund wurde die Hypothese einer möglichen Analogie der historischen Missionskinder zu heutigen sogenannten Third Culture Kids aufgestellt.

<sup>xxiii</sup> Privatnachlass: Tagebuch Rosine Heidenreich.

<sup>xxiv</sup> Auch dies hat sie gemeinsam mit späteren Generationen von Third Culture Kids und Missionskindern. In Interviews beschreiben sie immer wieder, dass ihnen alles bis dahin Gelernte, alles andere Wissen „nun nichts mehr nütze“. A. Künne, ehemaliges Missionskind, heute 34 Jahre alt. Ein ehemaliges Missionskind in China, heute 72 Jahre alt, berichtete, dass sie und ihre Geschwister aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse und späterer Rechtschreibschwierigkeiten in der europäischen Heimat als geistig ‚zurückgeblieben‘ von Lehrern und Nachbarn angesehen worden seien. (Rosmarie Gläsle, unveröff. Ms.)

<sup>xxv</sup> Privatnachlass: Briefsammlung Friedrich und Elise Eisfelder. Indien, 1885-1903.

<sup>xxvi</sup> Privatnachlass: Clothilde Dörr, Briefsammlung, 1864-1868, Indien.

<sup>xxvii</sup> Fotografien waren nicht nur im privaten Bereich als visuelle Erinnerungsstücke sehr wichtig, auch die sogenannte Missionsfotographie war bedeutend, konnte damit doch die fremde Kultur und Arbeit der Mission dokumentiert werden. Zum wissenschaftlichen Umgang mit historischen Missionsfotografien vgl.: Paul Jenkins: „On Using Historical Missionary Photographs in Modern Discussion“, in: Le Fait Missionnaire 10 (2001), 71-89.

<sup>xxviii</sup> Privatnachlass: Briefsammlung Johanna und Friedrich Lutz.

<sup>xxix</sup> Ein Beleg für diese These könnte unter anderem sein, dass sich ehemalige Missionskinder noch im Alter entsprechend der Herkunft als ‚Chinesen‘, ‚Inden‘ oder ‚Afrikaner‘ bezeichnen, zumindest bei Zusammenkünften im Kontext Mission. In dieselben Gruppen wurden die Kinder im 19. Jahrhundert in den Kinderanstalten unterteilt.

<sup>xxx</sup> Archiv Basler Mission (Mission 21): QT-10.6,8. Briefkonvolut Hasenwandel. Indien 1876-1885.

<sup>xxxi</sup> Privatnachlass: Briefsammlung: Johanna und Friedrich Lutz.

<sup>xxxii</sup> Privatnachlass: Friedrich und Elise Eisfelder.

<sup>xxxiii</sup> Archiv Basler Mission: QT 10.6,9: Lebenserinnerungen Werner Hungerbühler über seine Kindheit, die er im Basler Missionshaus bis 1945! verbrachte.

# NACHBEMERKUNG: VERBINDUNGEN DER BEUGGENER ZELLER ZUR BASLER MISSION

*zusammengestellt von Dr. Dagmar Konrad*

Therese Zeller aus Beuggen, Tochter von Heinrich Zeller, war mit dem Theologen Karl Friedrich Werner verheiratet. Werner hatte nach seinem Studium drei Jahre als Lehrer an der Missionsschule der Basler Mission Missionarszöglinge unterrichtet. Auch er war 'Vermittler von Missionsbräuten', indem er ledigen Missionaren die seiner Meinung nach ‚passenden Frauen‘ empfahl.

Werner entstammte einer Großfamilie, die sehr früh mit der Basler Mission in Kontakt gekommen war. Seine Vettern zählten in den 1840er Jahren zur ersten Generation von Missionaren der Basler Mission in Indien. Auch etliche seiner Basen hatten Missionare geheiratet. Nach seiner Zeit in Basel bekleidete er eine Pfarrstelle in Fellbach, wo 1852 die Tochter Johanna als siebtes Kind geboren wurde. Die Familie lebte bis zu seinem Tod im Jahre 1872 in Fellbach. Danach zogen sie nach Unterweißach, wo Johannas Bruder Pfarrer war. Johanna arbeitete als Pflegerin im Kinderheilbad Jagstfelden, das ihr Onkel väterlicherseits leitete, Dr. August Hermann Werner. Hier erreichte sie die schriftliche Heiratsanfrage des verwitweten Missionars Gustav Ritter aus Indien. Sie nahm an: Aus der Enkelin von Heinrich Zeller war eine Missionsbraut geworden.

Die Hochzeit fand 1875 in Indien statt. Johanna und Gustav Ritter bekamen acht Kinder: 1876 Gustav, 1877 Theodor, 1879 Martha, 1880 Elisabeth genannt Else, 1882 Marie, 1884 Friedrich, 1886 Heinrich und 1891 Bernhard. Der erstgeborene Gustav wurde 1883 im Alter von sechs Jahren nach Europa geschickt und wuchs im Kinderhaus der Basler Mission auf.

1884 kehrten Johanna und Gustav Ritter mit den verbliebenen vier Kindern für einen zeitlich begrenzten Heimaturlaub nach Europa zurück. Zwei Jahre lang lebten sie bei Johannas Mutter Therese Werner-Zeller in Tübingen, die sich freute, nun ihre Enkel kennen zu lernen. 1884 reisten sie mit dem im Heimaturlaub geborenen Friedrich wieder nach Indien. Die restlichen fünf Kinder ließen sie in Basel zurück: Gustav (8), Theodor (7), Martha (5) und Else (4) kamen ins Kinderhaus, die zweijährige Marie wurde bei Verwandten untergebracht. In Indien wurden noch zwei Söhne, Heinrich und Bernhard, geboren. Heinrich kam 1892 zur Schulausbildung nach Basel ins Missionsknabenhaus.

1897 traten sie einen zweiten Heimaturlaub an, den sie in Korntal verbrachten mit dem jüngsten Sohn Bernhard. 13 Jahre waren vergangen, seit sie ihre Kinder das letzte Mal gesehen hatten. Else war nun Lehrerin im Missionsmädchenhaus, Martha war Kindergärtnerin, Gustav leistete seinen Militärdienst. Die anderen waren noch im Kinderhaus. Auch Heinrich wurde ins Knabenhaus gebracht, als die Eltern 1899 zum dritten Mal nach Indien aufbrachen. Mit dabei war Martha, die mit ihren Eltern nach Indien zurückkehrte, um an einer Missionsschule als Kindergärtnerin zu arbeiten.

Zwei Jahre später heiratete Martha, die Urenkelin von Heinrich Zeller, ebenfalls einen Missionar, Albert Gustav Beierbach. Auch ihre Schwester Else reiste 1907 als Missionsbraut nach Indien aus, um den

Missionar Julius Spieth zu heiraten. Ein Jahr zuvor war Theodor als Missionar der Basler Mission zu den Eltern nach Indien zurückgekehrt. Er heiratete später die Tochter seiner Cousine Johanna Pfeleiderer. Drei der acht Kinder von Johanna und Gustav Ritter waren also wieder in die Fußstapfen ihrer Eltern getreten, sie lebten und arbeiteten in der Basler Mission. 1910 kehrten Johanna und Gustav Ritter für immer nach Europa zurück. Nun ließen sie ihre Töchter und ihren Sohn mit ihren Familien in Indien zurück – sie kehrten 'kinderlos' heim.

Ihre Tochter Martha bekam insgesamt vier Kinder. Auch sie als ehemaliges Missionskind hat ihren Kindern dasselbe Schicksal bereitet. Gustav (8) und Walter (5) wurden während eines Heimaturlaubes im Jahre 1911 ins Basler Kinderhaus gebracht, Arnold (3) blieb bei den Großeltern in Backnang. 1912 wurde das sogenannte „Trostkind“ Hildegard in Indien geboren.

Ab 1915 jedoch wurden deutsche Missionspaare in Indien von den Briten interniert. Die Mütter, so auch Martha, kamen mit ihren Kindern nach Bellary in 'Gefangenschaft', die Väter wurden weit entfernt in Ahmed Nagar, später in der Nähe von Tamil Nadu, untergebracht. Martha konnte 1915 mit der dreijährigen Hildegard nach Europa zurückkehren. Der Vater Gustav Beierbach musste in Indien bleiben. Martha zog mit ihrer Tochter nach Korntal. Ihr ältester Sohn Gustav, der das Missionskinderhaus nach seiner Konfirmation verlassen musste, lebte ebenfalls bei ihr. Die Söhne Walter und Arnold blieben im Kinderhaus.

Gustav trat 1918 ins Seminar Schöntal ein. In dieser Zeit führte Gustav einen regen Briefwechsel mit dem entfernten Vater, der erst im Dezember 1920 – nach fünfjähriger Gefangenschaft – nach Korntal heimkehrte. Bereits ein Jahr später starb er, im Alter von 53 Jahren.

Martha, die Urenkelin von Heinrich Zeller, war mit 42 Jahren Witwe. Nachdem die Mutter Johanna 1930 gestorben war, zog ihr Vater Gustav Ritter zu ihr nach Korntal, wo er 90jährig im Jahre 1935 starb.